BILDERSCHICKSALE / VON MAX LUDWIG

"Kunst muss nach Brot gehen" — in seiner unerbittlichen Wahrheit welch niederdrückendes Wort! Dass ein Schaffender also gleichzeitig ein Händler sein muss! Ganz grosse Künstler haben sich dagegen aufgelehnt; die glücklicheren unter ihnen schlossen rechtzeitig Verbindung mit einem reellen Makler ihrer Werke. So tat sich Max Liebermann mit Paul Cassirer zusammen und sah sich fortan der Notwendigkeit überhoben, auf Kosten seiner schöpferischen Kraft sich mit dem Verkauf seiner Arbeiten zu befassen.

Der bekannte berliner Kunsthändler hat es oft erzählt, wie es zuging, dass er "Spezialist in Liebermann" wurde. Es war um das Jahr 1895 herum. Liebermann stellte für den Kunstmarkt noch durchaus nicht die bestimmte Marke dar, unter der er später zu so hohen Kursen aufstieg. Paul Cassirer war ein vermögender junger Lebemann ohne klare Richtung seiner Interessen. Er hatte von seinen Eltern die Freude an guten Bildern und Geld genug geerbt, um sich eine Sammlung leisten und sie erweitern zu können. Doch liess er sich auch ebenso häufig wie auf den Kunstauktionen auf den Rennplätzen sehen.

Eines Tages ruft ihn der Kunsthändler S. an und erzählt ihm von dem Missgeschick, das seiner nächsten Auktion drohe. Es seien ihm dazu von verschiedenen Seiten etwa ein Dutzend Liebermanns übergeben worden, viel zuviel, als dass er damit rechnen dürfe, auch nur für ein einziges das niedrige Limit zu erreichen. So starkes Angebot drückt eben den Kurs. Ob Cassirer nicht Lust hätte, die ganze Kollektion vor der Versteigerung für seine Sammlung zu erwerben? Er würde das eine oder andere später sicher mit Gewinn wieder abstossen oder gegen andere Bilder vertauschen können. Cassirer geht hin zu S., findet die Liebermanns unterschiedlich in ihrer Qualität, aber da er den Besitzern nur das von ihnen geforderte Limit zu zahlen braucht, sehr preiswürdig und kauft sie.

Zwei Tage später kommt S. in grosser Bestürzung zu ihm. Zu dumm: drei der Bilder waren vor Abschluss des Handels mit Cassirer bereits in den Auktionskatalog aufgenommen worden, müssen also, wenn S nicht seinen Ruf als Kunsthändler aufs Spiel setzen will, unbedingt auch zur Versteigerung gelangen. "Also los!" sagt Cassirer mit lässiger Handbewegung.

Resultat der Auktion: die drei Bilder allein bringen ihrem letzten Besitzer mehr ein, als ihn die ganze Kollektion gekostet hat. Das war der Geburtstag des Kunsthändlers Paul Cassirer!

Schon vierundzwanzig Stunden später sollte Cassirer seine Feuerprobe bestehen. Zur Auktion S war eine Deputation des Museums in Krakau erschienen, die u. a. auch ein Werk Max Liebermanns kaufen wollte, aber zu spät gekommen war. Sie wird von S. an Cassirer verwiesen und bietet ihm für ein besonders charakteristisches Gemälde einen ziemlich hohen Preis, der aber noch etwas unter Cassirers Forderung zurückbleibt. Bevor es zum Abschluss der Verhandlungen kommt, klingelt Liebermann selbst an Cassirers Tür. Er ist in Begleitung zweier Herren aus Königsberg, die den Auftrag haben, für das dortige Museum einen guten Liebermann zu erwerben. Der Meister hat sich bereit erklärt, sie bei diesem Kauf zu beraten, und lenkt jetzt ihr Interesse auf dasselbe Bild, das den krakauer Herren so gut gefällt. Doch Königsberg kann nur halb soviel dafür zahlen, wie Krakau bietet. Welchem Kaufmann wäre es zu verdenken, dass er sich unter diesen Umständen für das höhere Gebot entscheidet?

Aber Liebermann nimmt Cassirer beiseite: "Wenn Sie Wert darauf legen, mit mir in Fühlung zu bleiben, so geben Sie das Bild trotz des geringeren Gebots nach Königsberg. Es ist mir viel wichtiger, in einem deutschen Museum gut vertreten zu sein als in Krakau."

Cassirer verstand die Tragweite dieses Winks und überliess das in Frage stehende Bild den Königsbergern. Dank seinem klugen Verzicht wurde der neugebackene Kunsthändler für sein ganzes Leben der geschäftliche Vertreter Liebermanns, eine Eigenschaft, der er in erster Linie seinen Aufstieg zum Kunstmakler von europäischem Rang verdankte.

*

Ein anderer bekannter Künstler unserer Zeit, der karlsruher Maler Wilhelm Trübner, lehnte beim Vertrieb seiner Werke grundsätzlich die Mithilfe des Kunsthandels ab. Er stellte den seltenen Fall dar, dass sich künstlerische Produktivität und kaufmännischer Instinkt in ein und derselben Person vereinen. Durch einen reichen Vater der Notwendigkeit überhoben, "nach Brot zu gehen", und schon frühzeitig von dem Wert seiner Leistung überzeugt, hielt er seine Bilder durch viele Jahre überhaupt vom Verkauf zurück, stapelte sie vielmehr, wenn sie von den Ausstellungen zurückkamen, schön geräumt in seinem Atelier auf. Er spekulierte gewissermassen in seiner eigenen Produktion.

Wirklich hat er damit erreicht, dass er, als er später berühmt wurde, fast den vollen Handelswert seiner Arbeiten in die eigenen Taschen leiten konnte, während andere in "Mode" gekommene Künstler meist nur einen Bruchteil davon ernten.

Immerhin entspricht solche Verquickung schöpferischer Begabung mit kühler kaufmännischer Berechnung nicht der Vorstellung, die wir von der impulsiven Natur des Künstlers haben. Und noch immer ist es eine Begleiterscheinung wirklich genialer Künstlerschaft gewesen, dass sie bei der materiellen Verwertung ihrer Leistungen grosse Gleichgültigkeit und Ungewandtheit zeigte.

*

Ein Musterbeispiel dafür bieten die Schicksale der Bilder Vincent van Goghs, des grossen flämischen Malers, die heute zu höchsten Preisen gesucht werden. Er selbst hat seine Arbeiten, wenn er sie nicht überhaupt verschenkte, nur mit Pfennigwerten bezahlt bekommen. Seine Kunst war ihm nicht das Mittel, die Bedürfnisse des Lebens zu bestreiten, sondern nur das Ventil, durch das sich der Schöpferdrang seiner Sinne in fast explosiven Ausbrüchen Bahn schaffte. "Sein Malen", sagte Meier-Gräfe, "war ein Exzess ungeheuerlicher Art, bei dem die Farbe wie Blut herumspritzte."

Wer so geartet ist, schert sich einen Teufel um die Frage, wie er seine Arbeiten am vorteilhaftesten in Geldeswert umsetzt. Es war van Gogh deshalb durchaus gleichgültig, was aus den Leinwänden und Blättern wurde, auf denen er sich mit Pinsel oder Stift ausgetobt hatte. Das erklärt die Tatsache, dass seine Arbeiten nach seinem Tode aus den abskursten Winkeln Frankreichs und Hollands zusammengesucht werden mussten.

*

In den Jahren 84-85 des vorigen Jahrhunderts hatte Vincent van Gogh in dem kleinen flämischen Ort Breda gehaust, wo er sich beim Küster der katholischen Kirche ein Atelier einrichten konnte. Ein Krach mit dem Pfarrer — van Gogh hatte in Fragen der Religion seine eigene, oft stürmisch zum Ausdruck gebrachte Meinung — war der Anlass, dass er eines Tages Hals über Kopf und unter Zurücklassung aller seiner Sachen abreiste. Nach einer späteren Schätzung von Sachverständigen müssen in Breda damals etwa zweihundert, teils schon aufgezogene, teils nur gerollte Oelbilder und etwa dreihundertfünfzig Zeichnungen des Künstlers zurückgeblieben sein. Sein Hauswirt, der Küster, wusste nicht, wohin damit, und bestellte schliesslich beim Ortstischler eine grosse Kiste dafür, die er dem Mann in Aufbewahrung gab. Ein Jahr verging und die Kiste stand immer noch an ihrem Platz, ohne dass sich irgendjemand darum gekümmert hätte, und sie war doch noch nicht einmal bezahlt. Infolgedessen betrachtete sie der Tischler als sein Eigentum, und als er eines Tages für seine Arbeit die dafür verwandten Bretter brauchen konnte, schlug er sie unbedenklich wieder auseinander. Den daraus hervorquellenden, ihm durchaus gleichgültigen Inhalt verwahrte er unter dem Treppenabsatz. Aber auch in diesem Winkel wurde er ihm zur Last, sodass er froh war, als sich der Lumpenhändler des Ortes, ein gewiser Couvreur, der wegen Ankaufs von Altkupfer in der Werkstatt vorsprach, nach langem Zureden bereiterklärte, das ganze Gelump mitzunehmen.

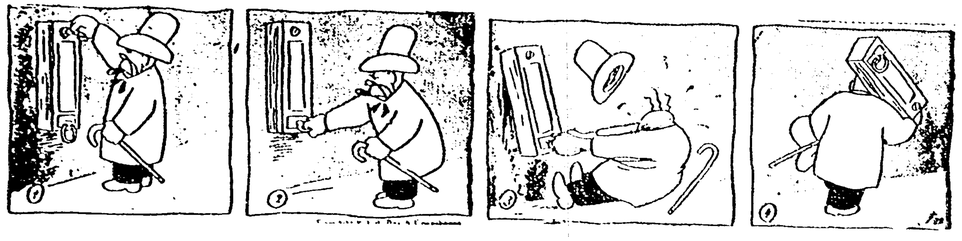
Zu Hause sortierte Couvreur den Inhalt seines hochbepackten Wagens und bestimmte dabei zunächst einen Teil der Bilder, die auf unaufgezogener Leinwand, zum Verkauf an die Papiermühle. Den Rest beschloss er nach und nach auf den Märkten zu verkaufen, die er mit seinem Karren besuchte. Man zahlte ihm fünf Cents pro Bild oder Blatt, für besonders ansprechende ein "Dubbeltje", also acht bis sechzehn Pfennig. Manchmal gab er auch eins zu. Als ihm schliesslich ein Herr einen Gulden für den gesamten Rest bot, gab er ihn dafür hin.

Tags darauf kam dem Alten ein Aufsatz im "Nieuwe Rotterdamsche Courant" zu Gesicht, der von dem berühmten Maler Vincent van Gogh handelte. War das nicht der verrückte Kerl in Breda, von dem die Bilder stammten? Der soll berühmt sein, und seine Bilder sollen teuer bezahlt werden? Die Haare standen dem Alten zu Berge, als er erkannte, welchen Schatz er besessen und verschleudert hatte.

*

Aus der umgekehrten Erfahrung heraus wie Paul Cassirer im Fall Liebermann, aber in der gleichen jähen Wandlung, wurde jetzt der Althändler Couvreur aus Breda zum Kunsthändler. Er hatte nichts Eiligeres zu tun, als auf die Dörfer hinauszufahren und die Bilder und Zeichnungen von seiner Kundschaft zurückzukaufen. Eins entdeckte er im Besitz eines Kellners, der das Gemälde auf die Tür seiner Dachstube geklebt hatte, und zwar so fest, dass es Couvreur, um es nicht zu beschädigen, aus der Tür heraussägen musste. Dreizehn andere fand er in der Laube einer Dame wieder, die sie zur Abdichtung der Wände anstelle von Dachpappe benutzt hatte. Hundert Gulden Reugeld musste er dafür zahlen und glaubte doch noch, ein glänzendes Geschäft gemacht zu haben, denn für dreihundert Gulden verkaufte er sie weiter. Als er später erfuhr, dass eine einzige dieser Arbeiten im Kunsthandel mehrere tausend Gulden erbracht hätte, war er nahe daran, sich aufzuhängen.

Ein paar Jahre danach nahm sich Vincent van Gogh in geistiger Umnachtung das Leben, das eine unstete Wanderung von Ort zu Ort, von Land zu Land gewesen war. Noch heute glückt es dem Spürsinn der Kunsthändler, in den verschiedenen Etappen dieser Wanderung Arbeiten von der Hand van Goghs bei Bauern und kleinen Leuten zu entdecken. So achtlos hatte er das von ihm geprägte Gold behandelt.



Adamson will sein Geld zurück haben

HÜBEN UND DRÜBEN

Samstag, 17. März — "BEILAGE ZUM ARGENTINISCHEN WOCHENBLATT" — Nr. 1509 XL. Jahrg.

HEIMWEH

Von *Ricarda Huch*

Hör' mich, Mutter, höre mich
in deinem dunklen Grabe
sage mir, wo ich Verirrte
meine Heimat habe.
Wenn ich schlafe unter deinem
Trauerweidenbaume,
zeige mir das Land, das süsse
Vaterland im Traume.

Lass mich meine Sterne sehen,
eine milde Sonne
durch das Meer des Himmels segeln,
junger Saaten Wonne
und die Wasser jubelnd hoch
von meinen Bergen stieben!
Meine Brüder, meine Schwestern
zeig' mir, die mich lieben.

Wär' der Weg auch noch so weit,
ich will ihn gerne gehen;
wär' er noch so hoch und steil,
ich will ihn gern bestehen.
Denn ich mag nicht, mag nicht länger
in der Fremde weilen
ich bin krank im Herzen,
nur die Heimat kann mich heilen.

Käm' ich auch als Bettler
zu der vielgeliebten Stelle,
legen will ich mich auf meines
Vaterhauses Schwelle;
Küsse werden Tränen
auf die alten Steine brennen,
die mich besser als die Menschen
in der Fremde kennen.

— "Kind, dein Vaterland ist ferne,
und der Weg ist weiter
als die Erde weit ist
und die Nacht ist dein Begleiter.
An der Pforte wird die Ewigkeit
dich still begrüssen
und die Wanderschuh' dir lösen
von den wunden Füssen."

AUSFLÜGE AM NAHUEL HUAPI

II.

Mit Hans Nöbl, dem Skimeister, Führer in die besten Fischgründe, Ausflugs-Organisator und Maitre de plaisir von Llao-Llao, fuhren wir im Auto nach El Bolsón, einem in einem fruchtbaren Tal gelegenen Ort südwestlich von Bariloche. Man gelangt dahin in etwa fünfstündiger Autofahrt an den Seen Gutiérrez, Mascardi und Gullielmo vobei. Manchmal läuft die Strasse am Seeufer entlang, wie die Achsenstrasse am Vierwaldstättersee, fast immer führt sie durch den Wald, dann über reissende Flüsse, in tausend Windungen hinauf und hinunter mit immer neuen bezaubernden Aussichten. Die drei Seen tragen ihren Namen zur Erinnerung an drei Jesuiten-Missionare, denen die dem Christentum abgeneigten Araukaner mit Hilfe vergifteter Chicha den Lebensfaden abschnitten. Am Lago Mascardi muss man vorbei, wenn man den Tronador besteigen will. Es gibt da ein hübsches, gut geführtes Hotel, das von seinen Gästen sehr gelobt wird, das Hotel Tronador.

Wir bogen vorher links ab und kamen nach Ueberquerung mehrerer Gebirgsbäche und einer stundenlangen Fahrt durch Gestrüppwald, der an Stelle eines vor mehr als zwanzig Jahren abgebrannten Komplexes schönsten Urwaldes gewuchert ist, in El Bolsón an. Zweitausend Einwohner zählt dieses fruchtbare, wasserreiche, von Bergen eingeschlossene milde Tal. Es könnte wahrscheinlich zwanzigtausend ernähren und ein selbstversorgendes Touristenzentrum sein. Der Ort wurde von dem sehr aktiven und abgesetzten Gouverneur des Rio Negro-Territoriums, zu dem es gehört, nachhaltig gefördert, und er besitzt infolgedessen ein grosses, öffentliches Schwimmbassin und mehrere hübsche Verwaltungsgebäude, auch ein vorzügliches Hotel. El Bolsón bietet dem Touristen Bergbesteigungen — das Tal liegt etwa fünfhundert Meter über dem Meeresspiegel und die es eingrenzenden Berge sind über zweitausend Meter hoch, ein windfreies, mildes Klima mit würziger Luft und den 17 Km entfernten Puelo-See nach der chilenischen Grenze zu, dessen Wasser manchmal milchig grün und dann wieder hell- und dunkelblau ist. Das Panorama des Sees schliessen schneebedeckte Gipfel der chilenischen Kordillere ab.

Man könnte sich vorstellen, dass in diesem Tal reiches Leben pulsiert, wenn Menschen da wären, aber natürlich nicht heruntergekommene Abkömmlinge der einstigen araukanischen Herren des Landes, sondern europäische Bergbauern, die nicht nur den lokalen Markt beliefern, sondern ihre landwirtschaftlichen Ueberschüsse dank der neuen Strasse nach Bariloche senden könnten. Ist es nicht absurd, dass Hühner für das Hotel Llao-Llao geschlachtet aus Bahia Blanca bezogen werden und bei Transportschwierigkeiten, wie sie zur Zeit herrschen, in ungeniessbarem Zustand ankommen, weil in diesem reichen Gebiet infolge Mangels an Menschen viel zu wenig produziert wird? Dass in diesem begnadeten Klima bei Bewässerung alles wächst, was man ausser tropischen Produkten wünschen kann, haben viele Siedler bewiesen, unter ihnen Dr. Federico Pinedo, der frühere Finanzminister, der aus seiner Besitzung in der Nähe von Angostura am Nahuel Huapi-See ein Kleinod, einen wahren Garten Eden gemacht hat. Dort kommt man sich vor wie in Oesterreich oder der Schweiz. Kirschen, Erdbeeren, Himbeeren, wie sie dort gedeihen, wird man im übrigen Argentinien vergeblich suchen, aber — es gibt kein Obst in Bariloche. Die Einwohner von El Bolsón erwarten alles Heil von der Direktion des Nationalparks, der sie zu ihrem Leidwesen nicht unterstellt sind, und sie begreifen nicht, dass dieses Tal aus eigener Kraft das Vielfache dessen an Reichtum schaffen könnte, was ihm die Behörden als Almosen spenden würden, wenn nur Menschen da wären. Der Bevölkerungsmangel ist das grosse Hindernis, an dem alles scheitert, die landwirtschaftliche Produktion wie das gewerbliche Leben. Aus Mangel an gelernten, selbst an ungelernten Arbeitern, ist der Hausbau eine Kalamität, und das Fehlen von Hauspersonal verleidet denen den Aufenthalt, die sich durch die herrliche Natur zum Bau eines Eigenheimes haben verleiten lassen. Dazu kommen die Versorgungsschwierigkeiten. Zeitweilig

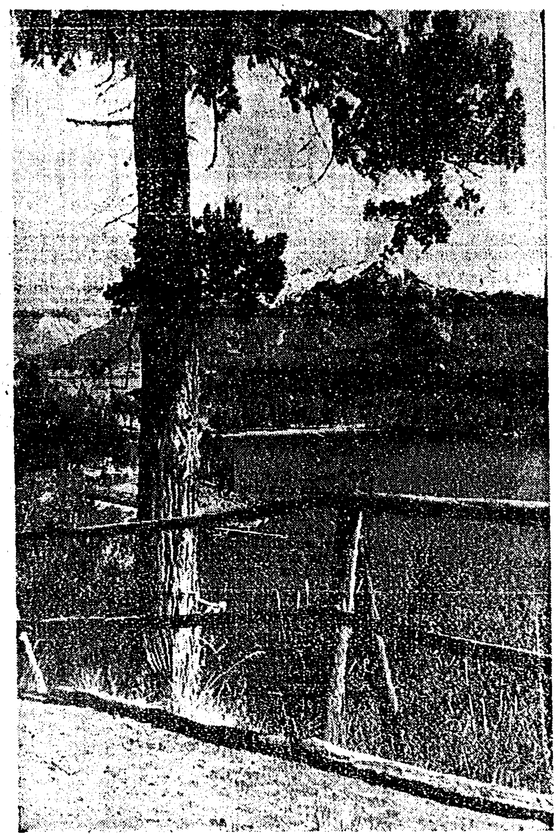
Lago Puelo. Im Hintergrund die chilenische Kordillere.

gab es in diesem Sommer in Bariloche weder Mehl noch Zucker, weder Bier noch Sodawasser, weil die einzige Bahnlinie durch andere Transporte in Anspruch genommen war. Immer wieder hat man im Gebiet des Nationalparks den Eindruck, dass das Pferd vom Schwanze aus aufgezäumt wird. Man fördert den Tourismus, man will die Naturschönheiten der Allgemeinheit zugänglich machen, man wünscht, dass reiche Leute ihre Ueberschüsse in schönen Häusern anlegen, damit die Eintönigkeit des Urwaldes unterbrochen und landschaftliche Schönheit durch Menschenhand gestaltet wird, aber man vergisst, dass Hand in Hand mit dieser künstlich aufgepfropften Entwicklung die Erschliessung und Besiedelung des Landes durch erfahrene Bauern gehen müsste. Selbstverständlich sind diese Ideen eine utopische Ketzerei, denn die Bauern, die am geeignetsten wären, diesem Gebiet den Nationalpark-Charakter zu erhalten und zugleich für Produktion zu sorgen, sprechen nicht spanisch und sind vielleicht nicht einmal katholisch. Infolgedessen wird eben weiterhin ausser dem Bau neuer Hotels und einiger Strassen nichts geschehen.

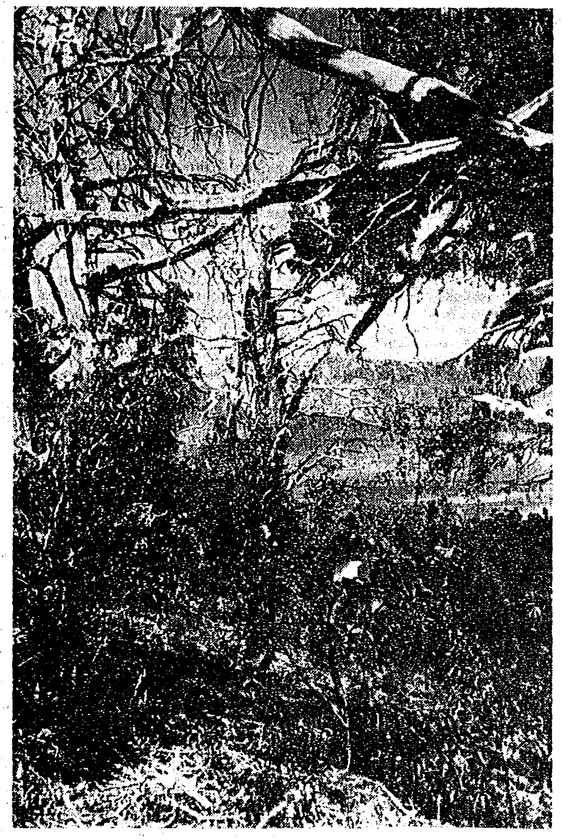
Die Rückfahrt von El Bolsón ging mit einigen Gedankensplittern über dieses Thema, viel Gesang und noch mehr Jodeln, in dem Hans Nöbl Meister ist, pannenlos vor sich. Die einzige Trübungsmöglichkeit dieses schönen zweitägigen Ausflugs, einen Schnarchversuch Nöbls, pfiff ich erfolgreich ab.

* * *

Warum in die Ferne schweifen, sieh das Gute liegt so nah, nämlich direkt gegenüber. Ein Motorboot fährt in drei Viertelstunden nach der Bahia Anchorena bei der Insel Victoria. Das ist einer der Häfen dieser verzauberten Insel, die sich zwanzig Kilometer lang und schmal gegenüber von Llao-Llao nach Norden zieht und von der Natur dazu bestimmt ist, in naher Zukunft eines der reizvollsten Ziele für Touristen zu werden. Sie hat die autochthone Fauna und Flora als besonderes Naturschutzgebiet innerhalb des Nationalparks. Ihr reicher Baumbestand umfasst alle Sorten, die dort vorkommen, Coihues und Raulis, Pinien und Alerces, Arrayanes und Coihues. Die Anchorena-Bucht hat ein sandiges Ufer mit Landungssteg und kristallklarem Wasser, das zum Baden einlädt. Oberhalb dieser Bucht, auf einem vielleicht fünfzig Meter hohen Steilfelsen hat die Direktion des Nationalparks ein geschmackvolles Hotel mit leider nur elf Schlafzimmern, aber grossem Speisesaal und Aufenthaltsräumen erbaut, das offenbar mehr für Ausflügler als für Dauergäste bestimmt ist. Von der Terrasse dieses Hotels, das bis auf die Einrichtung fertiggestellt ist und wohl bis zum nächsten Sommer eröffnet sein wird, geniesst man eine herrliche Aussicht auf das gegenüberliegende Ufer mit dem Hotel Llao-Llao als Mittelpunkt, dahinter die Gebirgskette, die gekrönt wird vom Tronador. Ein reizvoller Spazierweg mit zahlreichen Aussichtspunkten führt durch den Wald die Insel entlang. Man kann hier stundenlang spazierengehen, man hat die schönste Badegelegenheit, die ich sah, denn nirgends gibt es wie hier einen richtigen sandigen Strand, man ist von der Welt abgeschnitten, wenn man es sein will und ist in drei Viertelstunden in Llao-Llao, wenn man Gesellschaft braucht. Allerdings nicht bei schlechtem Wetter, denn der Nahuel Huapi



Bahia Anchorena auf der Isla Victoria. Im Hintergrund der Cerro López.



Auf der Isla Victoria

kann ganz plötzlich widerlich hohe Wellen werfen. Ich habe in zwei Ausflügen zur Isla Victoria leider nur einen kleinen Teil dieser Insel kennengelernt, aber der hat mich überzeugt. Sie verdient ihren Namen.

* * *

Der kleinen Ortschaft Villa La Angostura vorgelagert, dehnt sich die Halbinsel Quetrihué aus, die einem der aktivsten Förderer des Nationalparks, Dr. Lynch, gehört. In dieser Gegend haben mehrere wohlhabende Leute den Urwald in prächtige Besitztümer umgewandelt. Das Eigenartigste ist aber fraglos die Halbinsel Quetrihué (araukanisch: "Ort der Arrayanes"). Sie besitzt einen kompakten Wald von Arrayanes, darunter uralte Bäume, die das Vorhandensein des Pulverpavians, auch Mensch genannt, nur deshalb überlebt haben, weil ihr Holz unverwendbar ist. Sie sind schön. Sonst nichts. Man spaziert durch diesen unwahrscheinlichen Wald und hat immer das Gefühl, eine Bühne mit Dekorationen eines besonders phantasievollen, romantischen Malers vor sich zu haben. Die ziegelroten, weissgefleckten Stämme erhalten durch das Sonnenlicht, das durch die Kronen fällt, Reflexe, die sie noch verzauberter erscheinen lassen. Der Wald umfasst etwa fünfzehn Hektar, und ein Gerücht, das sich unter den Touristen mit Blitzesschnelle ausbreitet, versichert, dass es auf der ganzen Welt nur noch in Japan einen solchen Wald gäbe, der aber dort knapp sechs Hektar gross sei. Diese Kunde habe ein Reisender aus dem Land der Pfirsichblüte mitgebracht. Der Arrayanes-Wald ist von seinem Besitzer von Unterholz gesäubert worden und gewinnt dadurch an malerischer Wirkung. Ein Spaziergang von einer Viertelstunde führt von der kleinen Mole, an der die Ausflugsmotorboote anlegen, zu einem neuerbauten Blockhaus mitten im Walde, in dem Tee serviert wird. Dazu bekommt man weisse und rote Himbeeren. Der übrige Teil der Halbinsel besteht aus Urwald und gerodeten Weiden für Viehwirtschaft. Der Ausflug ist nicht nur eindrucksvoll wegen dieses verwunschenen Waldes, sondern auch die zweistündige Fahrt im Motorboot lohnt sich. Die meisten Ausflüge auf dem See gehen von Puerto Pañuelo, dem Hafen der Llao-Llao-Halbinsel aus, deren Bewohner auch dadurch bevorzugt sind, denn von Bariloche aus fährt nur das grosse Motorschiff „Modesta Victoria", das den regelmässigen Verkehr nach Puerto Blest — für die Chilereisenden — und Rundfahrten macht, die aber wegen der Menge der Passagiere nicht immer ein ungetrübter Genuss sind.

* * *

An Bahia López vorbei, wo es ein einfaches, aber sehr gut geführtes kleines Hotel gibt, steuert unser Motorboot resolut in den „Brazo de la Tristeza" hinein, einen langgestreckten Arm des Nahuel Huapi. Die Aussicht, die man während dieser Fahrt geniesst, unterscheidet sich nicht wesentlich von der anderer Teile des Sees, in denen der Mensch noch keine Spuren hinterlassen hat. Steilfelsen und Wald, Wald und Felsen vom Ufer an bis in die Höhe, kein Weg führt durch, keine Hütte ist zu sehen, es ist bei aller ungezähmten Naturschönheit allzu einsam, eintönig und traurig. Ganz am Ende des Sees betraten wir das Land, um einen Pfad zu suchen, der nach dem Lago Frey führt. Mit Hilfe eines einheimischen Kenners der

Wien gelegenen Dorf seine dritte Symphonie (jetzt unter dem Titel "Sinfonia eroica" bekannt). Beethoven dachte sich bei seinen Kompositionen oft einen bestimmten Gegenstand, obschon er über musikalische Malereien häufig lachte und schalt, besonders über kleinliche der Art. Hierbei mussten "Die Schöpfung" und "Die Jahreszeiten" von Haydn manchmal herhalten, ohne dass Beethoven jedoch Haydns höhere Verdienste verkannte, wie er denn namentlich bei vielen Chören und anderen Sachen Haydn die verdientesten Lobsprüche erteilte. Bei dieser Symphonie hatte Beethoven sich Buonaparte gedacht, aber diesen, als er noch erster Konsul war. Beethoven schätzte ihn damals ausserordentlich hoch und verglich ihn den grössten römischen Konsuln. Sowohl ich als mehrere seiner näheren Freunde haben diese Symphonie, schön in Partitur abgeschrieben, auf seinem Tische liegen gesehen, wo ganz oben auf dem Titelblatte das Wort "Buonaparte" und ganz unten "Luigi van Beethoven" stand, aber kein Wort mehr. Ob und womit die Lücke hat ausgefüllt werden sollen, weiss ich nicht. Ich war der erste, der ihm die Nachricht brachte, Buonaparte habe sich zum Kaiser erklärt, worauf er in Wut geriet und ausrief: "Ist der auch nichts anders wie ein gewöhnlicher Mensch! Nun wird er auch alle Menschenrechte mit Füssen treten, nur seinem Ehrgeize frönen; er wird sich nun höher wie alle andern stellen, ein Tyrann werden!" Beethoven ging an den Tisch, fasste das Titelblatt oben an, riss es ganz durch und warf es auf die Erde. Die erste Seite wurde neu geschrieben, und nun erst erhielt die Symphonie den Titel "Sinfonia eroica".

BEETHOVEN UND GOETHE

(nach Bettina von Arnim)

Die Kaiserin und österreichische Herzoge waren in Teplitz, und Goethe genoss viel Auszeichnung von ihnen, und besonders war's seinem Herzen keine geringe Angelegenheit, der Kaiserin seine Devotion zu bezeigen. Er deutete dies mit feierlich bescheidenen Ausdrücken dem Beethoven an. "Ei was", sagte der, "so müsst Ihr's nicht machen, da macht Ihr nichts Gutes. Ihr müsst ihnen tüchtig an den Kopf werfen, was sie an Euch haben, sonst werden sie's gar nicht gewahr; da ist keine Prinzess, die den Tasso längst anerkennt, als der Schuh der Eitelkeit sie drückt. Ich hab's ihnen anders gemacht; da ich dem Herzog Rainer Unterricht geben sollte, liess er mich im Vorzimmer warten. Ich habe ihm dafür tüchtig die Finger auseinandergerenkt: wie er mich fragte, warum ich so ungeduldig sei, sagte ich, er habe meine Zeit im Vorzimmer verloren, ich könne nun mit der Geduld keine mehr verbringen. Er liess mich nachher nicht mehr warten; ja, ich hätt's ihm auch bewiesen, dass dies eine Albernheit ist, die ihre Viehigkeit nur an den Tag legt. Ich sagte ihm, einen Orden könnten sie einem wohl anhängen, aber darum sei man nicht um das geringste besser. Einen Hofrat, einen Geheimrat können sie wohl machen, aber keinen Goethe, keinen Beethoven. Also das, was sie nicht machen können und was sie selber noch lange nicht sind, davor müssen Sie Respekt haben lernen, das ist ihnen gesund." — Indem kam auf dem Spaziergang ihnen entgegen mit dem ganzen Hofstaat die Kaiserin und Herzoge. Nun sagte Beethoven: "Bleibt nur in meinem Arm hängen, sie müssen uns Platz machen, wir nicht." Goethe war nicht der Meinung, und ihm wurde die Sache unangenehm; er machte sich aus Beethovens Arm los und stellte sich mit abgezogenem Hut an die Seite, während Beethoven mit untergeschlagenen Armen mitten zwischen den Herzogen durchging und nur den Hut ein wenig rückte, während diese sich von beiden Seiten teilten, um ihm Platz zu machen, und ihn alle freundlich grüssten. Jenseits blieb er stehen und wartete auf Goethe, der mit tiefen Verbeugungen sie hatte an sich vorbeigelassen. Nun sagte er: "Auf Euch hab' ich gewartet, weil Ich Euch ehre und achte, wie Ihr es verdient; aber jenen habt Ihr zu viel Ehre angetan." Nachher kam Beethoven zu uns gelaufen und erzählte uns alles und freute sich ganz kindisch, dass er Goethen so geneckt habe.

BEETHOVENS TOD

(nach Anselm Hüttenbrenner)

In den letzten Lebensaugenblicken Beethovens war ausser der Frau von Beethoven und mir niemand im Sterbezimmer anwesend. Nachdem Beethoven von drei Uhr nachmittag an, da ich zu ihm kam, bis nach fünf Uhr röchelnd im Todeskampfe bewusstlos dagelegen war, fuhr ein von einem heftigen Donnerschlage begleiteter Blitz hernieder und erleuchtete grell das Sterbezimmer (vor Beethovens Wohnhause lag Schnee). Nach diesem unerwarteten Naturereignisse, das mich gewaltig frappierte, öffnete Beethoven die Augen, erhob die rechte Hand und blickte starr mit geballter Faust mehrere Sekunden lang in die Höhe mit sehr ernster, drohender Miene, als wollte er sagen: "Ich trotze euch, ihr feindlichen Mächte! Weichet von mir! Gott ist mit mir!" Auch hatte es den Anschein, als wollte er wie ein kühner Feldherr seinen zagenden Truppen zurufen: "Mut, Soldaten! Vorwärts! Vertraut auf mich! Der Sieg ist uns gewiss!"

Als er die erhobene Hand wieder aufs Bett niedersinken liess, schlossen sich seine Augen zur Hälfte. Meine rechte Hand lag unter seinem Haupte, meine Linke ruhte auf seiner Brust. Kein Atemzug, kein Herzschlag mehr! Des grossen Tonmeisters Genius entfloh aus dieser Trugwelt ins Reich der Wahrheit.

WESEN DER ROUTINE

VON HANS NATONEK

Einmal war alles zum erstenmal da. Die Welt, der Mensch, die Liebe, der Tod. Und Gott sah, dass es gut war.

Einmal war alles, was der Mensch begann, erstmalig, geboren aus Blut und Nerv. Der Mensch wusste nichts, und Gott hatte sein Entzücken daran.

Des Kindes Handlung ist gut, weil sie erstmalig ist; ihr fehlt die Klugheit der Erfahrung, die die Erkenntnis der Wiederholung ist. Kind und Welt stossen zusammen, und ein reiner Ton schwingt in der Luft.

Wesen des Schöpferischen ist die Erstmaligkeit, die Einmaligkeit; das ungewollte, unnachahmliche, unbelauschbare Geborensein. Etwas kommt auf die Welt: niemand weiss wie. Das Wunder der Kreatur (wörtlich zu übersetzen) vollzieht sich in uns nur: wenn wir geboren werden, ein paarmal in der Kindheit, in der Liebe und wenn wir sterben.

Das Leben, das dazwischen liegt, ist Routine.

"Der Künstler X hat Routine." Das heisst: er hat ein Erlebnis, einen Schöpfungsvorgang belauscht und wiederholt ihn künstlich. Was einmal unsagbar köstlich war, wird fixiert, mechanisiert, repetiert. Hat er einmal diese Erfahrung gewonnen (die ein jammervoller Verlust ist), wie man das Erstmalige, das Geborene in der Retorte einer abscheulichen Erkenntnis und Fertigkeit herstellen kann, dann ist es um den künstlerischen Schöpfungsakt geschehen. Der Genuss der Frucht von diesem Baume der Erkenntnis vertreibt ihn für immer aus dem Unschuldsparadies des reinen Schaffens.

Künstler sein heisst, sich die Routine vom Leibe halten; immer fühlen und schaffen wie zum erstenmal, immer wieder Neugeburt erleben, sich selber überraschen.

Eine Handlung und ein Gefühl ohne Ursprünglichkeit, ein Erlebnis, das nur noch ein automatischer Reflex ist, der Schein von einem Wesen, das einstmal war, die reproduzierende Erinnerung an einen Schöpfungsvorgang — dies ist Routine.

Man braucht nicht Künstler zu sein, um seine Unschuld gegen Routine einzutauschen: Der Mensch tut es täglich. An Stelle der Ursprünglichkeit herrscht die Erfahrung und das Gesetz, das sich aus ihr ableitet.

Selbst der Liebende hat Routine. (Don Juan war ein Routinier der Liebe, und der Schwerenöter — gräßliches Wort — ist seine banalste Form.) Ein Erlebnis findet uns, wie es uns schon einmal fand, und macht uns zu jenen, die wir bereits einmal waren. Gefühle, durch die Wiederkehr des Gleichen ausgelöst, schnappen in die Kerbe ein, die sie vorfinden. So entstehen Gefühle und Handlungen, um die das Wissen ist, dass sie unter den obwaltenden Umständen da zu sein haben.

Der wahre Erotiker ist ein Liebeskünstler, der sich die Routine von Leib und Seele hält.

Von der Lebenskunst ist Aehnliches zu sagen. Der ursprüngliche Mensch, der immer neu erlebt, ist ebenso selten, wie der Routinier häufig ist. Der Routinier ist schlechtweg der Lebenstyp, der das Dasein aus zweiter Hand lebt, ohne Wunder und als eine Wiederholung, die ihn durchaus vorbereitet findet. Der ursprüngliche Mensch hat die Kraft, das vielfach Dagewesene zu verjüngen, dem Routinier verdorrt unter blasierten Händen selbst das Jüngst zu etwas vielfach Dagewesenem: jener ist Illusionist und Phantast, dieser Realist und Desillusionist.

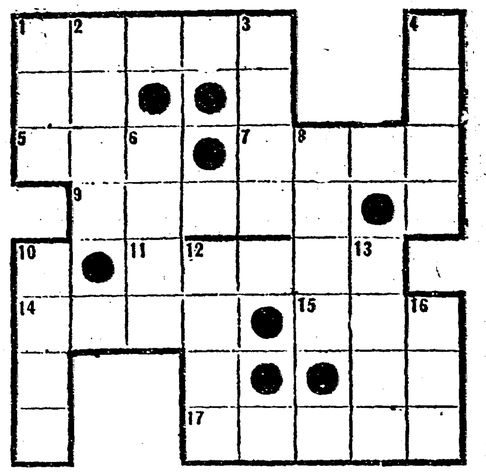
Es gibt Schriftsteller, die jedesmal, bevor sie die Feder ansetzen, vor Erregung beben. Schauspieler, die noch an ihrem hundertsten Abend Lampenfieber haben und Liebende, die bei jedem neuen Liebeserlebnis von den zarten Schauern der Schüchternheit und den Fiebern der Erwartung geschüttelt werden wie am ersten Tag.

Gewiss, die Routine hat die Erfahrung für sich und ist klug. Aber nur die Ursprünglichkeit, die mit ewig neuen Augen ins Leben blickt, ist das wahre Leben und das Glück des Menschen.

Das Wunder und das Geheimnis der Natur ruht in ihrem absoluten Gegensatz zu aller Routine, in ihrer völligen Routinelosigkeit, so auch das erhabene Wunder und Geheimnis der Kunst. Die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag!"

RÄTSEL

Kreuzworträtsel-Novelle



Heute war es nun das dritte Mal, dass sie "König 8 s" im Theater sah. Werk und Darstellung hatten es ihr in gleicher Weise angetan. Allgemein erklärte man, diese Aufführung sei wirklich eine 5 w.

Der Hauptdarsteller stammte aus 4 s in Böhmen, sie kannte ihn von der Schule her, hatte seinen Weg verfolgt, wie er von Stufe zu Stufe, von 1 s zu 1 s zur jetzigen Höhe gestiegen war. Gern hätte sie ihn auch in anderen Rollen gesehen, aber das erlaubte ihr ihr 3 s nicht. Früher hatte sie geträumt, mit ihm einst an den 11 w zu treten und sie hätte sich geschworen, ihm bis ans 2 s die Treue zu halten — aber alles das war lange vorbei. Sie hatte verzichten müssen.

Ihr Mann stammte aus London, ein 9 w, also, war Naturforscher und zeigte wenig Interesse für das Theater. Er war ein Ur-17, w des berühmten Darwin.

Jetzt war er zu Hause, rührte mit einem 10 s in einem Glas Wasser und untersuchte mit einer 12 s eine von ihm heute früh mit einer 13 s aus dem Fluss an der Brücke geholte 7 w. Die hatte sich mit ihren Fäden um die Zweige gewickelt, von denen er mit grosser Mühe einige Stücke zu lösen trachtete.

Auserdem hatte er eine grosse Arbeit vor: Er sollte aus den grossen fleischigen Blättern der 1 w Alkohol herstellen, wusste er doch, dass die Landbevölkerung von Mexiko eine Art 15 w aus einer gewissen Sorte dieser Pflanzen machte. Sie hielt aber die Herstellung geheim, alles was damit zusammenhing, war 14 w. Sein Auftraggeber hatte ihm zwar gesagt, er solle etwas 6 s bei der Arbeit einschlagen, aber so schnell ging das nicht.

Verschmelzungsrätsel

(von E. B.)

1.	Thor-Seine	Blume
2.	Ulme-Ferse	elektr. Naturerscheinung
3.	Pol-Rade	Raubtier
4.	Tremo-Thron	Berg in den Alpen
5.	Bug-Mar	deutsche Stadt.
6.	Pole-Hai	Gest. aus einem Shakespeare-Drama
7.	Tand-Tell	balt. Staat
8.	Ai-Halt	Muse
9.	Geiz-Rune	Volksstamm

Die vorstehenden Wortpaare sind zu einem Wort der danebenstehenden Bedeutung zu verschmelzen. Richtig gefunden, nennen die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter einen deutschen Erfinder.

Appell ans gute Herz

(Wortteile)

Eins-drei ist's, ein Ganzer sein!
Zwei dir das recht vor,
Und du wirst ihm sicher leih'n
Freundlicher dein Ohr.

Auch Wasser

Ist in einem Fasse Wein,
Und das Quantum noch so klein,
Ist nicht Wein darin alleine:
Umgekehrter Fluss zum Rhein,
Wird des Inhalts Inhalt sein.

EIN VERGLEICH

Der Maulwurfshügel sprach zum Vulkan: "Du Weichling! Was tobst du und machst die Welt zum Zeugen deiner inneren Kämpfe? Auch ich habe die meinen, — wer aber hat mich jemals Feuer speien sehen?"

(M. v. Ebner-Eschenbach).

Zwei Disziplinen

Ein König, sehr weise,
Bewegt sich im Kreise —
Doch muss er fein
Geschüttelt sein!

Germane

Nennt mir den Mann, der grösser wird,
Sobald er seinen Kopf verliert.

Auflösung der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Geschäftsreisender:
Stadt eilen, Stadtteilen.

"Delikate" Umstellung:
Sprosse, Sprotte.

Kostbar:
Elli, Dame; Medaille.

Merkwürdig:
Traab'anten.

Nachher
Leonie

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 6. Deportation, 8. Tau, 9. Rem, 10. Alabama, 14. Aden, 15. Mach, 16. Eva, 17. Tip, 18. Gnom, 19. Utah, 20. Olm, 22. Mal, 23. Elan, 24. Lear, 25. Ekstase, 29. Hel, 31. ich, 32. Niederlande.

Senkrecht: 1. Leu, 2. Goal, 3. Stab, 4. Atom, 5. Bor, 6. Dardanellen, 7. Nonchalance, 10. Anemone, 11. Age, 12. Art, 13. Ampulle, 21. Mus, 22. Mia, 26. Kadi, 27. Turi, 28. Saar, 31. Ida.

Silbenrätsel

1. Drehorgel, 2. Infanterie, 3. Experiment, 4. Donau, 5. Abtindung, 6. Nebengeleise, 7. Käsekuchen, 8. Beiderwand, 9. Auckland, 10. Rosamunde, 11. Korkenzieher, 12. Eigensinn, 13. Influenza, 14. Taschentuch, 15. Interview, 16. Siebengebirge, 17. Triangel, 18. Dagobert.

DIE DANKBARKEIT IST DIE TUGEND DER NACHWELT

Kinder während einer Minute in New York, der neugierigsten und vergesslichsten Stadt der Welt, berühmt machte.

Drunten in der Tiefe, wo die Treppe ein Ende hatte, war es wie in einem feinen Schloss mit getäfeltem Fussboden und weissen Tellern an den Wänden. Von Essen aber keine Spur, es schien nur ein grosses Vorzimmer zu sein, wo die Leute warteten, Leo war es, als sei er schon früher mal an einem Ort gewesen, wo man wartete. Auch hier waren Säulen mit Glühlampen, aber sonst gab es keine Bequemlichkeiten, und die Leute standen neben der Bude mit Zeitungen und Bilderbüchern oder gingen unruhig hin und her, als seien sie hungrig, und betrachteten sich gegenseitig mit feindlichen Blikken. Jetzt fehlte nur noch, dass ein Puff-Puff-Zug käme . . . und wahrhaftig, da kam einer, plötzlich pustete es durch die Luft, ein eigener starker Hauch, den Leo kannte, und aus der dunklen Erde hervor kam eine Eisenbahn mit vielen Wagen, die kreischten und dann so plötzlich still hielten, dass die Leute, die hinter den Fenstern standen, wackelten und sich an den Strippen festhalten mussten. Eine Menge Menschen wühlten heraus, und andere stiegen unter hetzenden Zurufen des Kondukteurs ein, die Eisentüren wurden zugeknallt, und einen Augenblick danach setzte der Zug sich in Bewegung und verschwand auf der anderen Seite in der Erde. Ein ganzer Haufe war mitgekommen und Leo beneidete sie darum. Er und Schwesterchen sahen lange zu, ohne Hoffnung einen Platz zu bekommen, während ein Zug nach dem anderen kam und ging. Sie wagten sich nicht in das Gedränge bei den Wagen hinein, und ausserdem musste man ein Billett haben, das wusste Leo, und sie hatten ja keins.

Leo wollte aber nicht immer dort sein, wo man wartete, er wollte vorwärts, und hier war zweifellos der richtige Weg. Und nachdem sie schliesslich ganz dorthin gedrängt worden waren, wo das schwarze Loch in die Erde hineinführte und wo der Zug verschwand, beschloss er, sich und Schwesterchen Zutritt zu sichern, und sei es auch nur zu Fuss, worauf er sich ohne weiteres von dem niedrigen Perron auf die Schienen herabgleiten liess. Schwesterchen drehte sich auf den Magen und glitt nach. Kein Mensch hatte es gesehen, nicht einer blickte in eine andere Richtung als in die, von wo der nächste Zug kommen sollte. Und ohne zu zögern, wanderten sie darauf in die Tiefe der Erde hinein, Leo voran, Schwesterchen hinterdrein.

Zwischen den Schienen und der Wand war ein knapper halber Meter, wo man auf dem öligen Kies gehen konnte. Die Wanderung ging gemöchlich vor sich, es war nicht ganz dunkel, etwas weiter fort sassen zwei Lichtbirnen an der Wand. Plötzlich aber begann die Luft zu sausen und einen Druck auszuüben; das Singen und Schwirren, das in der Erde war, stieg zu einem starken Getöse, das sich näherte, und sie sahen ein grünes Auge aus dem Erdinnern herauswachsen . . . Leo und Schwesterchen drückten sich an die Wand, begriffen nichts, bevor es vorbei war. Der Zug hatte sie passiert, nur wenige Zoll von ihnen entfernt, die Luft hatte an ihren Kleidern gezerrt, und sie waren in einem schneidenden Laut untergegangen, einem Rütteln und Kreischen von Eisen gegen Eisen. Jetzt aber war es vorbei, sie hatten nur einen hässlichen Geschmack von Staub auf den Lippen und waren wie versengt, sonst aber war alles gut und schön. Sie wanderten getrost weiter, und als sie das grüne Auge von neuem auftauchen sahen, hatten sie ja schon Uebung und stellten sich mit dem Rücken gegen die Wand, bis alles vorbei war. Sie gingen und gingen und kamen schliesslich zur nächsten Station. Da diese sie aber nicht als Ziel ihrer Wanderung befriedigte, passierten sie sie, ohne gesehen zu werden — Gott mag wissen wie — und setzten die Reise fort. Nicht einen Meter von ihnen entfernt, lag „the third rail", die Leitungsschiene, durch die ein so starker Strom ging, dass sie pulverisiert worden wären, wenn sie sie auch nur mit einem Finger berührt hätten. Das Schicksal aber, das damit beschäftigt gewesen sein mag, irgendwo in einer vierten Etage, wo Kinder allein zu Hause waren, die Hespe eines Fensters zu lösen, liess die kleinen Füsse, wo sie sicher gingen. Sie trotzten noch grösseren Gefahren; sie kamen unbeschädigt durch das unterirdische Zug-Labyrinth auf der Grand Central Station, wo New Yorks Subway durchfährt, und dann ein grosses Stück weiter durch den Eisenbahntunnel auf der anderen Seite, bis sie schliesslich gefunden wurden.

Wenn man den Zeitungen Glauben schenken darf, die tags darauf die Geschichte brachten, so hatten die Kinder den ganzen Weg von der 33. bis zur 47. Strasse unter der Erde zurückgelegt. Wie sie unbeschädigt durch die Zentralstation gekommen waren, das vermag kein erwachsener Mensch zu erklären. Ein Eisenbahnarbeiter aber sah sie durch den Tunnel bei der 47. Strasse angeschwankt kommen und brach in ein Entsetzensgeheul aus. Das wäre fast der Tod der Kinder geworden. Es näherten sich Züge von verschiedenen Seiten, und als Leo hörte, dass er entdeckt war, und dass das schrecklich sei, verlor er den Kopf und fing an zu weinen. Es musste ja Gefahr im Anzuge sein, wenn ein erwachsener Mensch so furchtbar schrie. Die beiden Kleinen hielten einander um den Hals gefasst, als der Eisenbahnarbeiter in wahnwitzigen Sprüngen herbeikam und sie gerade vor der Laterne einer Lokomotive fortriss. Er rettete sich auf einer Laternenplattform, einer kleinen Insel mitten im Schienenmeer, und hier gab er jedem der Kinder eine Ohrfeige, worauf er vor überstandener Spannung in Ohnmacht fiel. Grosses Drama, ein Mann umgefallen und zwei Kinder heulend, teils aus Schreck, teils wegen der Prügel, die sie bekommen hatten! Die kleine, stromme Marya verfügte über eine wahre Himmelsskala, wenn sie erst einmal anfing. Davon war aber zwischen den vielen Zügen im Tunnel nicht ein Laut zu hören, und für diesen oder jenen Lokomotivführer, der die Gruppe unter der Laterne beobachtet haben mochte, sah es aus, wie eine mystische aber durch sich selbst beredte Pantomime.

Die Katastrophe aber machte der Wanderung der beiden kleinen Heimatlosen ein Ende. Das Ungeheuer, das sie aufgegriffen hatte und das gleichzeitig lachte und weinte, als es wieder zu sich gekommen war, das die Sünder knuffte und ihnen Schillinge gab, einen Mann mit groben Widersprüchen in seinem Wesen, überlieferte sie nämlich einem herrlich grossen Schutzmann oben auf der Strasse, der Schwesterchen turmhoch über allem Verkehr und Lärm auf dem Arm trug und Leo das Ende seines Knüppels zu halten gab, damit er mitfolgen konnte.

Es fing an, dunkel zu werden, und die kürzlich angezündeten Laternen vermischten ihr schwaches Licht mit dem Glanz des Abendhimmels. Die Stadt lag in ihrer ganzen feenhaften Beleuchtung da, unwirklich wie ein Traum, ein herrliches Luftgebilde und doch reeller als irgend eine andere Stadt der Welt. An einer Stelle sah Leo einen hohen schmalen Palast, der die anderen Häuser überragte, mit tausend leuchtenden Fenstern, die sich oben in dem klaren, grünlichen Himmel verloren. Er wölbte sich zur Strasse wie der hohe Bug eines Schiffes, und weit oben, wo er einen Absatz bildete, ging er in eine noch höhere, turmartige Fortsetzung über. Dieses Wunder, das er nie wieder vergass, war New York Times Building. Und so wie Leo an jenem Abend New York sah, mit erwachendem Zutrauen in seinem Herzen, wurde der erste Grund zu einer Abenteuerstimmung gelegt, die nicht mehr aus der Ferne winkte; der kleine Ahasverus war im Begriff heimzukommen.

Es ging im Triumph zum nächsten Kinderasyl, wo die beiden „baby tramps" mit grösster Festlichkeit als lang erwartete Bekannte in Empfang genommen und anderen Kindern aller möglichen Nationalitäten zugesellt wurden, die sich auch verirrt hatten. Leo zog sich mit Schwesterchen in eine Ecke zurück und teilte seine Zwiebel mit ihr, die noch unberührt war. Er fühlte, dass Aufbewahrung von Vorrat jetzt nicht mehr nötig sei.

Ach nein, es wurde herrlich für sie gesorgt, mit Speisen und allem möglichen. Doch soll auch nicht verschwiegen werden, dass die Leute, zu denen sie gekommen waren, sich recht bedauerlich reinlich zeigten, indem sie sich die Mühe machten, sie von einer Wanne Wasser in die andere zu schleppen. Aber das Gute und das Böse sind in dieser Welt

Als sie bis abends neun Uhr nicht

Als sie bis abends neun Uhr nicht abgeholt worden waren, wurden sie in einem herrschaftlichen Wagen zur Hauptstation für heimatlose Kinder gefahren und jedes in einem weissen Bettchen mit Stäben einquartiert. Jetzt, da sie schlafen sollten, forderte die Natur ihr Recht, aber darin bildeten sie keine Ausnahme, denn rings umher ertönten in aller zarten Sprachen Babels Wehklagen von anderen Kindern, die auch unaufhörlich nach ihrer Mutter riefen, bis die Klagen hinstarben, bald hier, bald dort, und der Schlaf sich aller erbarmte.

Leo und Schwesterchen wurden jetzt Kinder von New York. Dort sollen sie Wurzel schlagen und dort sollen sie blühen. In diesem Urwald, wo nur die Gesetze für Wachstum und Wärme gelten, sollten sie frei in die Höhe schiessen, wie makellose Palmen. Aus Leo, der seine ersten Versuche in der neuen Welt als vielversprechender Zeitungsmann machte, wird gewiss einst ein grosser Editor werden, der einen Zeitungspalast errichtet, der noch um einen Absatz, noch um einen leuchtenden, tausendäugigen Turm höher als die anderen in New Yorks durchsichtige Atmosphäre hineinragt.

Aus Marya aber mit den Medusenaugen und dem kleinen schwellenden Leib, wird — die Zeit vergeht, es ist jetzt schon fast so weit — ein weltberühmter tragischer Stern werden, der auf der Bühne durch seines Wesens unermessliche Schmerzfülle leuchten wird, in einer Glorie von blutigen Locken, eine gewaltige Darstellerin alles dessen, was auf Erden gelitten werden kann.

Und wenn es sie gelüstet, ihr Genie in den Regenbogenfarben der Komödie zu sonnen, wird man sie mit üppig vorgeschobenem Salomeleib, gesund lächelnd über die Bühne schreiten sehen, den abgehauenen Kopf eines Theaterkritikers auf einer Schüssel.

BEETHOVEN-DOKUMENTE

DER JUNGE BEETHOVEN

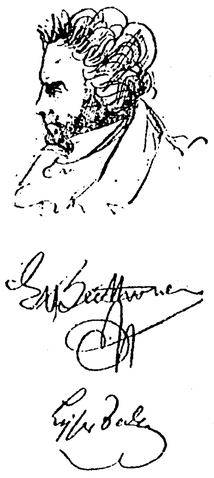
(nach Karl Czerny)

Ich erinnere mich noch jetzt, als eines Tages Gelinek meinem Vater erzählte, er sei für den Abend in eine Gesellschaft geladen, wo er mit einem fremden Klavieristen eine Lanze brechen sollte. "Den wollen wir zusammenhauen", fügte Gelinek hinzu. Den folgenden Tag fragte mein Vater den Gelinek, wie der gestrige Kampf ausgefallen sei. "Oh!" sagte Gelinek niedergeschlagen, "an den gestrigen Tag werde ich denken: in dem jungen Menschen steckt der Satan. Nie hab ich so spielen gehört! Er phantasierte auf ein von mir gegebenes Thema, wie ich selbst Mozart nie phantasieren gehört habe. Dann spielte er eigene Kompositionen, die im höchsten Grade wunderbar und grossartig sind, und er bringt auf dem Klavier Schwierigkeiten und Effekte hervor, von denen wir uns nie etwas haben träumen lassen." — "Ei!", sagte mein Vater verwundert, "wie heisst denn dieser Mensch?" — "Er ist", antwortete Gelinek, "ein kleiner, hässlicher, schwarz und störrisch aussehender junger Mann, den der Fürst Lichnowsky vor einigen Jahren von Deutschland hierher gebracht, um ihn bei Haydn, Albrechtsberger und Salieri die Komposition lernen zu lassen, und er heisst Beethoven."

BEETHOVEN UND NAPOLEON

(nach Ferdinand Ries)

Im Jahre 1802 komponierte Beethoven in Heiligenstadt, einem anderthalb Stunden von



Beethoven etwa 1823. Karikaturen von Lyser

DER KLEINE AHASVERUS

VON JOHANNES V. JENSEN

Auf der Ostseite von Manhattan, in den Armenvierteln von New York, wimmelt es von Kindern aller Nationen, einer Unmenge kleiner Würmer, die entweder in der neuen Welt geboren oder von auswandernden Eltern hinübergeschleppt wurden. Und nun sollen sie Amerikaner werden, ohne Rücksicht auf Sprache, Abstammung und Vergangenheit.

Kinder nehmen eine ganz besondere Stellung in Amerika ein, indem sie von klein auf eine begründete Achtung als Amerikaner der Zukunft geniessen. Wer kann wissen, ob es nicht der zukünftige Präsident war, der einen soeben mit einem Schneeball im Nacken beehrt? Nirgends haben Kinder so viel Freiheit wie in Amerika, alles ist ihnen erlaubt, die Republik gehört ihnen. Alle wachen über sie, aber sie können hingehen, wo sie wollen. Sie können in der Strassenbahn sitzen und ein Lied krähen, dagegen lässt sich nichts machen. Sie werden nicht geduckt und sind deshalb ziemlich beschwerlich, aber der Amerikaner kann sich das auch leisten. In Amerika kennt man nicht das genierte Kind mit dem Finger im Munde und der beginnenden Lähmung am ganzen Körper. Ihre Lungen sind ihnen freigegeben; sobald sie nur gehen können, sind sie in voller Funktion. Darum sieht man auch in New York so viele Kinder, die sich zeitig und freiwillig eine Arbeit verschaffen.

Sie fangen ihre Karriere meistens als Zeitungsjungens an; kaum haben sie richtig sprechen gelernt, so kann man sie mit zerfransten Halstüchern im Zugwind unter den Aufgängen zur Brooklynbrücke stehen sehen, dort, wo die Strassenbahnen die grossen Kurven machen und ohrenbetäubend in den Schienen kreischen, während die L-Züge einem überm Kopf donnern. Hier, wo man sein eigenes Wort nicht verstehen kann, wo Menschen geschäftig eilen, aber wo jeder eine Zeitung haben muss, hier schwimmt der schreiende Knirps von fünf oder sechs Sommern im Strom, mit Zeitungen die noch abfärben, unterm Arm, und er schweigt nicht, er wartet nicht, bis jemand tiefgerührt dem süssen kleinen Kerl etwas zu verdienen gibt, nein, er geht mit der Energie eines Zulukriegers drauf los, er stösst mit den Hörnern wie ein Widderlamm, während ihm ein zackiges Gebrüll aus der Kehle dring... Diörnl!... Waojld*)... all about horrible murder!

Mit der einen Hand, die von Druckerschwärze wie zum Leichenbegängnis gefärbt ist, reisst er eine Nummer aus dem Haufen und reicht sie einem Herrn auf der vorbeifahrenden Strassenbahn, während er mit der anderen kleinen Kinderfaust, die von New Yorks Kupfer bereits gehärtet ist, den Cent auffängt, und im nächsten Augenblick ist er weg, schiesst auf eine neue Chance quer über die Strasse los, kommt mit genauer Not an der Schutzvorrichtung einer Strassenbahn vorbei, kreuzt zwischen den Beinen zweier Pferde, manövriert an einem erwachsenen Konkurrenten vorbei, schreidet einem gleichaltrigen Kollegen den Weg ab und stellt, ganz blau und hart im Gesicht, einem "Freund", mit dem er sonst Murmel spielt, ein Bein... Diörnl!... Waojld! Das Babyhafte sitzt ihm noch in den Gliedern, er hat noch alle Milchzähne, und trotzdem ist er schon so weit, dass er mit seiner kleinen Person nicht allein an dem Fieber der Grossstadt teilnimmt, sondern es noch erhöht, er verstärkt das Tempo, überbietet die Geschäftigen, er knistert, übrigens ganz kaltblütig, denn sonst würde er kein langes Leben vor sich haben, er weiss, dass er funkeln muss, um gesehen zu werden, die Zeitung in seiner Hand, die Neuigkeit, muss zittern... horrible, horrible... und auf diese Weise wird der kleine Zukunftsamerikaner von früher Jugend an daran gewöhnt, eine Spannung auszuhalten, die einen Durchschnittseuropäer umbringen würde. Er gleicht einem kerngesunden Stück Wahnsinn, also einem Teufel, wenn er auf dem Rande des Trottoirs steht, und ohne dass ein einziger Käufer im Fahrwasser ist, den Kriegsruf durch die Luft schleudert... Waojld! Er ist besessen. Das aber ist just der Mensch der Zukunft: einer der verrückt ist und es ertragen kann. Es kommt vor, dass ihm ein Bein abgefahren und er in früher Jugend zum Invaliden wird, solange aber noch Leben in dem anderen ist, kann man sehen, wie er seine sieben oder acht Jahre mit einer Krücke festigt und die Konkurrenz auf dem City Hall Place aufnimmt, immer gleich ungebrochen, solange niemand ihn bedauert.

Edison hat als Zeitungsjunge begonnen.

Und als Zeitungsjunge steht der kleine Ahasverus auf dem Rande des Trottoirs vor der City Hall, mitten in dem Wirbel von Menschen und Wagen am Fusse von Worlds Turmgebäude. Er sieht aus wie ein gewöhnlicher news-boy, aber er ist eine so winzige Ausgabe, dass er für Geld gezeigt werden könnte, der kleinste Zeitungsjunge der Welt: der ganze Kerl ist vielleicht vier Jahre alt. Sein kleiner Arm kann kaum den Packen halbzusammengelegter Zeitungen umspannen, während seine freie Hand eine einzelne zum Verkauf bereit hält. Fast sollte man glauben, dass der Knirps Zeitungsjunge spielt und sich nach allen Regeln der Kunst aufgestellt hat, um das Gefühl des Dabeiseins zu geniessen, während der grosse Bruder richtig in der Brandung arbeitet; aber er ist sel-

*) Diörnl-Journal — Waojld-World.

Gegend fanden wir ihn nach einiger Zeit, aber er war von trockenen Colihues, die der überreiche Schneefall des letzten Winters umgeworfen hatte, zugedeckt und fast ungangbar. Wenn diese Picada gesäubert ist, braucht man eineinhalb Stunden bis zum Lago Frey, der nichts Besonderes bietet. Dagegen belohnen drei prächtige Wasserfälle, die in kurzem Abstand übereinander liegen, für den mühsamen Kampf mit den dürren Bambusstöcken.

Gletscher des Tronador auf dem Weg zum Paso de los Nubes.

Der schönste Ausflug von Llao-Llao aus führte mich über den „Paso de las Nubes". Im Omnibus ging es in zweieinhalbstündiger Fahrt an den Seen Gutiérrez und Mascardi vorbei bis zur Pampa Linda. Dort bestiegen wir rüstige Klepper und ritten zunächst durch niedrigen Buschwald, kreuzten reissende Gebirgsbäche, rasteten zum Frühstück unter schattigen Bäumen an einem Fluss und setzten dann den Weg fort, der sich durch einen schönen Bergwald hinaufwindet. Auf etwa fünfzehnhundert Metern Höhe liegen noch meterhohe Schneehalden, die das Pferd ohne Scheu überquert. Auch auf der Passhöhe (ca. 1750 Meter über dem Meeresspiegel) liegt Schnee. Nach kurzer Rast geht der Ritt weiter zuerst durch den Wald, dann über Gestein bis an einen der Gletscher des Tronador, zu dessen Seiten zahlreiche Wasserfälle die kahlen Felsen hinunterschäumen. Etwas weiter unten beginnt ein unvergesslich schöner zweistündiger Ritt — im ganzen sitzt man fünf Stunden im Sattel — durch einen mächtigen Urwald Jahrhunderte alter Alerces, Raulis und Coihues. Riesige Stämme, die ein Sturm gefällt haben mag, modern im Dickicht, bewachsen mit einem Teppich von Schmarotzern, die orchideenartige, blutrote Blüten in unendlicher Menge tragen. Es leuchtet und blüht in diesem Wald in allen Farben. In den Lichtungen erblickt man an den Felshängen immer wieder Wasserfälle, die sumpfige Talsohle kontrastiert mit ihrem frischen Grün zu der dunkleren Farbe des Waldes. Zum Tee erreicht man die Laguna Frias, obligaten Durchgangspunkt für die Chilereisenden und ein kleines, landschaftliches Juwel mit eigenem Charakter, umschlossen von senkrecht abfallenden Felsen, an denen sich da und dort Bäume mühsam festklammern. Das Wasser ist hellgrün und kräuselt sich unter den Peitschenschlägen eines Sturmwindes, der sich unmittelbar nach unserer Ankunft erhebt. Es regnet. Die kurze Motorbootfahrt nach Puerto Alegre rieselt es noch, die acht Kilometer nach Puerto Blest durch den Wald mit tausendjährigen Bäumen kann man wieder im offenen Ausflugsautobus zurücklegen. Dort hat der Sturm in derselben Zeit, da sich in der Laguna Frias nur kleine Schaumkronen zeigten, mächtige Wellen aufgeworfen. Die „Correntoso" schaukelte ganz hübsch und in der Umgebung des Llao-Llao waren einige kräftige Bäume umgefallen. Auch am folgenden Tage, dem letzten meines Aufenthaltes, fiel ein feiner Rieselregen, der den See in einen leichten Schleier hüllte und einen Vorhang vor die Berge zog. Das Bild war völlig verändert und ganz neu, aber die Regie, die uns diese Gegensätze zeigte, verdiente Anerkennung. Der trockenen, regendüsteren Erde entströmte würziger Geruch, der sich mit dem Duft nassen Grases und der Blumenbeete vor dem Hotel mischte.

* * *

Am Abend machten wir mit unserer schönen, eleganten Freundin Anni den Henkersspaziergang durch die „calle Florida", den langen, breiten Korridor des Hotels, auf den die Aufenthaltsräume und Verkaufsstände münden. Vom Speisesaal her tönten die Klänge des ausgezeichneten Orchesters, das nach dem Essen in der Bar zum Tanz aufspielt. "Hier sind wir", sagte ich, "am Ende des Ganges und doch nicht in Indien. Wenn Sie die Blicke gesehen hätten, die Ihnen aus zarten, mittelalterlichen Damenaugen nachgeschossen wurden, es wäre Balsam für Ihr Gemüt gewesen." "Natürlich habe ich das bemerkt", sagte sie zufrieden und munter. Und erholte sich sprunghaft. Denn sie weilte zu ihrer Genesung nach schwerer Krankheit im Llao-Llao.

E. F. A.

ber der grosse Bruder und es ist bitterer Ernst. Hin und wieder, wenn der Verkehr auf dem Fahrweg besonders gewaltig wird und der Lärm sich selbst über den Kopf wächst, findet er, dass er sich auch bemerkbar machen muss, und dann geht er bis zum äussersten Rande des Fussteiges, reicht eine Zeitung aufs Geratewohl in den Auflauf hinein, und Waajld sagt er, ja, er strengt sich an, um wie ein alter, geübter Zeitungsjunge zu bellen, die kleine Brust zieht sich bis in den Magen hinunter zusammen, so dass er nach vorn zusammenschrumpft: Waajld! Das kleine Stimmchen erstickt natürlich im Donnern des Strassenlärms, aber er hat doch verkündet, was verkündet werden soll, worauf er wieder einen Schritt zurücktritt, auf seinem Posten steht und jeder Nachfrage beflissen entspricht. Es kommt vor, dass Leute bei ihm kaufen, weil er so klein ist, und dann gilt es in rasender Geschwindigkeit eine Nummer in die Höhe zu reichen, den Cent aufzufangen und sofort eine neue aus dem Haufen zu reissen, um auf neue Nachfrage gefasst zu sein, wie er es bei den anderen sieht: Waajld! Hat er seinen Haufen ausverkauft, so weiss er, dass er sich in der Nähe an eine bestimmte Stelle wenden muss, wo ein Mann hinter einem Gitter, der nie etwas sagt, hastig einen kleineren Stapel abzählt und ihm herausreicht. Und so vergeht der Tag, bis Vater oder Mutter kommen und mit dem Mann abrechnen und den Kleinen holen.

Im übrigen wird er New York ganz und gar überlassen. Er kann einen Satz auf Englisch auswendig, den er herplappern soll, wenn er sich verirrt hat, und aus dem hervorgeht, dass er Leo heisst und einen slawischen Nachnamen und in Bowery wohnt, und eine Nummer muss er nennen, die furchtbar schwer auszusprechen ist. Was Leo sonst denkt, wenn er seinen kleinen Kindergedanken nachhängt, formt sich auf Jiddisch, der Sprache, die er von seiner Mutter gelernt hat und die er in einem noch privateren Dialekt zu Hause mit seinem Schwesterchen spricht, der noch jüngeren Marya. Nach ihr sehnt Leo sich beständig, sie ist ihm so lieb wie die Muttermilch, die er einst getrunken und inzwischen vergessen hat. Die Sehnsucht nach der Schwester sitzt wie ein Schmerz in seinem kleinen Körper, in dem es so heiss ist wie in einer Blütenknospe, weil er sich gar zu sehr auf seinem schweren Posten nach Schwesterchen sehnt. Und alles andere was Leo denkt, erhöht dieses inwendige Schwellen und Nagen wie in einem wachsenden Keim, der unten in der Erde glüht, sein Wesen ist eine einzige dunkle Sehnsucht, sein Herz klopft neu und gross mit einer bereits alten Entsagung.

Denn Leos Heimat ist ja nicht hier; er ist unendlich weit fort, in einer Stadt, die Lodz heisst, geboren worden, und die Welt, zu der er gehört, fängt mit einem Hinterhof an und mit einer Mauer, über die ein Schornstein ragt, durch dessen Rauch der Tag drunten im Hof stetig verändert wird, bald sind es unruhig ziehende Wolken und ein wenig blauer Himmel, bald Dunkelheit. Hier in dieser Wanderbeleuchtung erwacht Leo in einer Fensterecke zum Bewusstsein, ein Fenster, an dem Regenwasser hinabläuft, in das Leo mit dem Finger Figuren malt und das er mit der Zunge schmeckt, sein erster Vorgeschmack von der Nähe des Himmels und dem Staub dieser Erde, bitter, aber unvergesslich wie das Urmeer der Schöpfung, das im Anfang war. Später wird er zu einer Nachbarschaft mit nassen Fliesen und einer Abflussrinne befördert, aus der hin und wieder Kartoffelschalen in einen Rost stürzen, ein Mysterium in der Höhe und Tiefe, das er nie begreifen und das ihn zeitlebens beschäftigen wird. Und dann ist da Marya, mit der er unermüdlich Puff-Puff-Eisenbahnen auf der Erde aus Holzstücken baut.

Dann erinnert er sich eines Tores, das zur Strasse führt, zur Strasse, von wo alles kommt, und eines Tages ist es voll von Menschen und Reitern mit gezogenen Säbeln. Schüssen und Gestampf, dass die Erde bebt, das ist das Ende der Welt mit Herein und Heraus und Jammergeschrei, Fensterscheiben krachen und Menschen stürzen mit blutigen Köpfen durchs Tor. Und dann ist Leo in einem wirklichen, grossen Puff-Puff-Zug und weiss nichts weiter, als dass es schwere Zeiten für Vater und Mutter sind, immer auf Reisen, immer weiter, bis sie auf einem Dampfschiff sind und nichts als Wasser sehen jeden einzigen Tag. Sie fahren und fahren, und diese Meerfahrt wird für Leo nie ein Ende nehmen, er wird ihr stets treu bleiben, weil das Leben damit für ihn begonnen hat, sein Kinderherz hängt an dem Schiff und an dem schweren Wogengang, wie an einem Heim, von dem er ausgegangen ist und das er niemals wiedersehen wird.

Die Sonne grinst durch die Abendwolken, und auf dem Vorderdeck, wo die Emigranten sich geschart haben und zu dem leeren Horizont des Ozeans hinüberstarren, schaut ein Kinderkopf aus einer groben Decke hervor, er scheint hoch am Himmel zu stehen, weil der Stewen des Dampfers sich aus den Wellen hebt: das ist Leo auf dem Arm der Mutter, der jüngste Ausguck auf dem Schiff, das Märchen an Bord. Der Dampfer arbeitet sich langsam stampfend vorwärts und Sturzseen klettern wie nackte Krieger, die das Schwert zwischen den Zähnen halten, am Rumpf hinauf, sie werden zerschmettert und verflüchtigen sich zu Schaum, der sich einen einzigen Augenblick in der Luft hält, während das Ewigkeitssymbol des Regenbogens in dem salzigen Staub glitzert, bis er dahinfährt. In diesem Spiel bleibt etwas von Leo Seele hängen, hier ist er zu Hause.

Leo wurde zeitig ein Fremder in seiner eigenen Kindheit, ein Flüchtling, bevor er noch gehen konnte, ein Ewigkeitssucher wie der Heimatlose Wind. Nun ist der Hof mit der Abflussrinne und den wandernden Wolken nicht mehr, und die Wogen sind nicht mehr, jetzt ist es Bowery, viele schwarze Treppen und eine Unendlichkeit von farbiger Wäsche, die vor dem Fenster auf Schnüren zum Trocknen aufgehängt ist, eine Schlacht von Farben in Wind und Wetter. Und hier, wo man Leo an die Arbeit gesetzt hat, stehen die schwindelnd hohen Häuser und schicken flatternde Dampffahnen von ihren Gipfeln in den Sonnenschein hinaus, sie glotzen mit tausend Fenstern, während Schattensäulen sich wie Himmelsleitern von den Dächern bis in die Strassen hinunterlehnen. Und Leo verkauft Zeitungen und sehnt sich — nach einer Vergangenheit, die nie recht da war.

Das Leben hatte ihn nur Sehnsucht gelehrt. Wenn aber persönliche Prüfungen den kleinen Mann gezeichnet hatten, so sass ihm ein anderes Schicksal noch tiefer im Blute, nämlich die Unsicherheit und Wanderung seiner Vorfahren. Der kleine Kopf mit den orientalischen Zügen ist wie eine Maske geformt, in der aller Wechsel, durch den das Volk Israel gebeugt und abgehärtet wurde, sich spiegelt und schlummert. Die geisterhaft grossen Augen leuchten von Asiens mystischer Urzeit, viele Jahrtausende bevor Abraham sein Zelt im Lande zwischen den Flüssen abbrach und in Kanaan einzog, wo die Diebslaterne der Geschichte ihr Licht auf ihn warf; sie sind noch von der Süsse und Zeitlosigkeit eines Hirtenlebens betaut. Gewisse weiche Züge an den Nasenflügeln erinnern an ägyptische Kunstwerke und erzählen von Zeiten, in denen Israel am Nil Steine klopfte und des Abends im Schilf mit den sonnigen Osiristöchtern zusammentraf; das krause Negerhaar und hin und wieder ein Schimmer in den Zügen berichten von einer wunderbaren nubischen Sklavin, deren Blut einst in das Geschlecht kam, und der viereckige assyrische Mund weist auf die weinenden Jahre an Babylons Flüssen hin, die doch vielleicht nicht jeder Zerstreuung bar waren. Er gleicht den Porträts von Faijum, halb griechisch, halb afrikanisch und doch jüdisch, und nun steht er also in New York, wie ein kleiner polnischer Emigrant, der kaum seine Nase allein ausschnupfen kann und The World feilbietet.

Er kann noch nicht lesen und weiss gar nicht, was er sagt, darum klingt es wie eine unfreiwillige Symbolik in seinem Munde, wie eine tapfere und schmerzlich komische Herausforderung gegen die unsanfte Welt, in der er ein Heimatloser geworden ist, wenn er hin und wieder seinen ganzen Atem zusammenrafft und ein Waajld über den Lärm der Strasse hinausschleudert. Das ist der kleine Ahasverus.

Eines Tages kehrt der Vater nicht zu der kleinen elenden Stube in Bowery zurück, wo das Fenster jede dritte Minute von dem L-Zuge verdunkelt wird, der draussen vorbeidonnert und der das ganze Haus zum Beben bringt. Tag nach Tag vergeht, ohne dass der Vater erscheint, und die Mutter weint sich schier die Augen aus dem Kopf über die beiden Kleinen, die fragen und sich selbst antworten und so weise aussehen und doch nichts verstehen.

Das Verschwinden des Mannes hing auf irgend eine niemals aufgeklärte Weise mit einem Ereignis in New Yorks jüdischer Welt zusammen, dem grossen Demonstrationszug, der am Jahrestage eines russischen Blutbades veranstaltet wurde.

Hundertfünfzigtausend landflüchtige Juden gingen an jenem Tage in einer Prozession durch die Strassen von New York, ein historisches Schauspiel, das die Welt versteinern sollte und das nichts weiter als einen Wirbel mehr in dem Strombrausen von Menschen in Manhattan verursachte. Sie versammelten sich in den elendesten Vierteln von Brooklyn und gingen über die Williamsbourg Bridge nach Ost-New York; unterwegs schlossen sich immer mehr Teilnehmer aus dem Ghetto an, bis sie wie ein unübersehbarer Strom in den Broadway einbogen und in geschlossenem Marsch nordwärts durch die Stadt zogen.

In Zwischenräumen gingen Blasorchester im Zuge und spielten Trauerchoräle, sie waren nicht weiter auseinander, als dass der eine dumpfe Psalm seinen Jammer in schneidender Disharmonie mit dem anderen vermischte. Altjüdische, seltsam düstere und schwangere Hymnen schleppten sich in einem Missklang ohne Gnade mit Chopins unvermeidlichen Begräbnistönen dahin.

So kamen sie dahergezogen, durch New Yorks moderne Strassen, wo die Klagemusik wie ein Zug von Altertumsgespenstern wirkte, unter diesem zerrissenen Himmel kamen sie zu sechsen in der Reihe daher, das eine schweigsame Glied immer hinter dem anderen, wandernd, wandernd, alle mit dem rundköpfigen, steifen Hut, der tief im Nacken getragen wird und dem Juden folgt, wohin er auch verschlagen werden mag, mit alten Mänteln, die ihnen um die Hacken schlotterten und mit Anzügen, die für grössere Leute gearbeitet waren, alle mit langen, ausgetretenen Füssen. So, mit gebeugten Rücken und vorgestreckten Gesichtern, in denen die Züge verschiedenartig sein mochten, gleichsam von allen Völkern der Welt entliehen, in denen der Blick aber immer jüdisch blieb, dumpf und lodernd, so kamen sie angewandert, ohne Takt, jeder einsam für sich, aber dennoch heute scheinbar zu einem gemeinsamen Ziel vereinigt — auf wielange?

In dem unteren Broadway verliert sich die Prozession auf dem Grunde der Kluft zwischen den Wolkenkratzern und dem gewöhnlichen Verkehr des Alltaglebens. Die Menschenmenge wird auf beiden Seiten des Fussteiges etwas zusammengedrängt und die Wagen müssen von der Polizei zur Seite dirigiert werden, sonst aber erweckt der Zug keine grössere Aufmerksamkeit, man ist an "Paraden", wie es heisst, auf dem Broadway gewöhnt, und lässt deswegen seine Arbeit nicht im Stich. Oben längs der weitläufigen Fassaden sieht man einzelne Leute auf die breiten Gesimse unter die Fenster treten und auf die Strasse hinabsehen. Fussgänger bleiben einen Augenblick stehen und erkundigen sich nach dem Auflauf: Ach so, die Juden gehen in Parade.

Hier, zwischen den turmhohen, geschlossenen Fassaden klingt die Musik schrecklich grell, mit verdoppeltem Missklang in der Nähe und schallend hohl etwas weiter fort, wie ein unterirdischer, trüber Weltuntergangslaut, jetzt kommen die Toten! Und wie immer, wenn Musik zusammengemengt wird, bildeten sich freie und wilde Töne von selbst in der Luft, Schreie wie von Unsichtbaren aus dem Raum, hohe Flötenstimmen, die nicht von den Instrumenten herrührten, sondern durch Interferens entstanden, seltsames, nacktes Gekreisch, das Leichen in der Nähe ahnen liess und die Luft mit weinenden Seelen erfüllte.

Die Prozession erreichte nicht mehr ihren Zweck, Massenversammlung mit Reden, Resolutionen usw. Nachdem sie ihren lebenden Protest zur Begleitung der vorzeitlichen Musik in guter Ordnung durch den Broadway geschleppt hatte, wo die kolossalen Schilder mit den Mammutbuchstaben in Gold — Stern Bros, Haurowitz & Co — von den Wolkenkratzern der Handelsfürsten auf den Zug der gebeugten Häupter herabschauten, klumpte er sich auf dem Union Square zusammen und wurde durch eine Panik gesprengt, die in wenigen Minuten die Legionen wie die Samen eines Löwenzahns verwehte.

Wie die Panik entstand und was sie veranlasst hatte, ist nie aufgeklärt worden, sie schien überhaupt keinen Grund zu haben, war wohl nur ein Ausbruch dessen gewesen, was man "den jüdischen Schrekken" nennen kann, ein Wahnwitz bei dem Gefühl, so viele auf einem Fleck zu sein. Ein Haufe Feilspäne mit derselben Art Elektrizität geladen, konnte nicht gründlicher auseinanderstieben als dieser Auflauf. Es fing mit einer Schraubung der Teilnehmer der Prozession auf dem freien Platz an, wo eine Angst entstand, die sich wie eine explosive Ansteckung fortpflanzte, die Masse presste sich zusammen, und andere drängten nach, alle wollten zum Zentrum, und dann brach es wie ein Wirbelsturm über die zusammengestauten, panisch verstörten Köpfe herein, der sie in einer Sekunde auseinanderfegte.

Vereinzelte Todesschreie waren zu hören, sonst aber blieb der Auflauf unheimlich stumm, verlief zielllos wie Ebbe und Flut und mit der Kraft eines Erdbebens. Auf dem Platze stand irgendwo ein ziemlich grosser Holzschuppen, der umgerissen und von seinem Platz verschoben wurde, er wackelte wie in einem Orkan umher, bald eine Ecke hoch, bald eine andere; ein Mann, der mit einem Kinematographenapparat oben gestanden hatte, fiel mitsamt seinem Apparat und Holzstativ herab und schwamm eine Weile auf den wogenden Köpfen der Leute, bis er auf den Grund sank. Laternen und Gitter gaben wie Strohhalme nach, Schutzleute wurden totgetreten. Die Masse, die sich zuerst unbestimmt um sich selbst gedreht hatte, machte eine Schwenkung zum nördlichen Ende des Broadway hinüber, und zwar so, dass viele Menschen buchstäblich die Häusermauern hinaufgespritzt wurden, andere Wogen verteilten sich nach allen vier Himmelsrichtungen, und bald löste die Masse sich in kopfloser Flucht nach allen Seiten auf. Es war, als ob eine schwarze Woge von Menschen gegen die Mauer von Manhattan schlug, zu Schaum gepeitscht wurde und das Tageslicht mit allen sieben Blitzfarben des Entsetzens erfüllte. Niemand, der bei dieser neuen Zerstörung von Jerusalem zugegen war, wird jemals vergessen, dass er den Regenbogen der Hölle gesehen hat.

Von dieser Prozession aber kam Leos Vater nicht zurück. Ein Platz neben einem Laternenpfahl in der 23. Strasse, gegen den er sich zu lehnen pflegte, mit einem Bund Schnürlitzen um den Hals, die er zum Verkauf feilbot, stand leer und konnte von einem anderen "peddler" besetzt werden. Ein Stuhl in der Astor Library blieb einige Tage unbesetzt, und der Bibliothekar wunderte sich darüber, dass der Russe, der jeden Abend zu kommen und über amerikanische Staatswissenschaft zu lesen pflegte, sich nicht mehr blikken liess. Im übrigen aber wurde er nur in dem kleinen Heim in Bowery vermisst. Hier wurde er vermisst, wie nur Juden, die es von dem harten Gott gelernt haben, entbehren können.

Die Mutter brach dadurch zusammen. Sie war schon vorher sehr krank gewesen, hatte lange an einem hässlichen Husten und an Schwere in den Beinen gelitten, als ob etwas sie in die Erde hinabziehen wollte. Jetzt vereinigte der Husten sich mit nie versiegenden Tränen und brach bald ihr Herz. Es war, als ob ein fremdes, unmenschliches Wesen aus ihrem Körper herausbellte, wenn sie mit ihrem rauhen, keuchenden Husten kämpfte, bis Blut kam, und Tränen das arme, verzweifelte Gesicht furchten. Mutter war so hübsch gewesen, und noch umstand ihr rabenschwarzes Mädchenhaar ihren Kopf, aber die wundervollen Augen waren irr geworden, und es brannte ein Todesfeuer unter jedem der spitzen Backenknochen. Sie war jetzt ganz vornübergebeugt, hatte eine tiefe Grube unter der Brust bekommen, als ob ihr das Ende eines schweren Balkens ins Herz gerannt worden sei. Die Beine hielten sie am Fussboden fest, sie konnte nicht mehr gehen. Wenn der Abend kam und des Nachts verlor sie die Besinnung und phantasierte, und jedesmal, wenn am Tage der Zug vorbeiraste und das Fenster verdunkelte, blitzte ein Wahnsinnsfunke in ihren Augen auf. Sie hatte angefangen zu sterben, und jedesmal, wenn die Dunkelheit ihr auf den Leib rückte, fühlte sie es.

Noch aber bewahrte sie das unverwüstliche Lächeln, mit dem sie allem Unglück begegnet war, eine gewisse spöttische Laune, die sie über die Zufälligkeiten des Lebens emporhob, als sei alles, was sich ereignete, gar nicht ihr Schicksal. Sie gehörte zu denen, die lachten, wenn es am allerschlimmsten war. Und wenn die Dämmerung die Unzurechnungsfähigkeit in den tiefen Gnuaugen mit breiten, schattenden Wimpern entzündete — die Fayumaugen, die Leo geerbt hatte — kämpfte das Entsetzen mit einem geheimnisvollen, hartnäckigen Lächeln, einer Reserve von Lustigkeit allem zum Trotz. Selbst wenn sie weinte, und sie weinte unausgesetzt nach dem Verschwinden des Mannes, mischten sich Lachen und unartikulierter Spott in ihren Schmerz. Sie war vom Blute Hiobs, ihre Seele nährte sich von Elend, sie selbst konnte zugrunde gehen, ihr Wesen aber konnte nicht sterben.

Geht nach Hause, flüstert sie dann am letzten Tage, ein kaum hörbares Zischen, und sie sieht die Kinder mit grossen Totenaugen an. Sie röchelt ohnmächtig, aber sie kann nicht verscheiden, solange die beiden Kleinen bei ihr sind, die Qual, sie zu sehen, hält sie am Leben. Der Irrsinn ist vorüber, sie denkt brennend klar und weint nicht mehr, jetzt muss es ein Ende haben.

KINDER SPIELEN ...

Von *Hans Silber*

Ich sah Kinder spielen — ich sah Kinder weinen
Ich hörte Kinder hell und herzlich lachen.
Ich sah sie sich zum frohen Kreis vereinen.
Was werden sie in zwanzig Jahren machen?

In zwanzig Jahren! — Wird ein neues Leben
Die Jungen glücklicher und freier sehen?
Wird sich erfüllen, was wir heut erstreben,
Auf welcher Seite wird die Jugend stehen?

In zwanzig Jahren! — Wieviel schwere Stunden
Wird diese Spanne uns und ihnen bringen.
Ich sinne nach. — Doch jeder Zeit entbunden
Um mich die Kinder lachen, spielen, singen.

Geht nach Hause, geht, bittet sie wieder überirdisch eindringlich und lächelt Leo und Marya zu, die unschlüssig Hand in Hand an der Tür stehen. Sie kann nur mit den Augen lächeln, Mund und Nase sind erstarrt, aber sie erkennen sie an den wunderbaren Mutteraugen, die wie Sterne lächeln und sie in eine Welt von Licht und Liebe einhüllen. Sonst aber wissen sie nicht recht, was sie glauben sollen, das ist ja fast nicht mehr Mutter, sie hat sich so verändert, als ob das bellende Untier, das sie ihnen in der letzten Zeit so entfremdet hat, ganz an ihre Stelle getreten wäre; aber es sind ja noch Mutters Augen. Und schliesslich fühlen sie, dass sie Mutter gehorchen müssen, und wenden sich zum Gehen. Sie fassen es nicht, aber da sie so gut ist, können sie ihr nicht zuwiderhandeln. Mutters Augen hängen an ihnen, wie sie dort verzagt und gehorsam stehen und mit den runden Händchen an der Tür tasten und sich auf den Zehen recken; noch zögern sie und sehen sich um . . .

Geht, stöhnt sie. Und sie gehen, trippeln artig, indem sie einander Platz machen, Hand in Hand über die Schwelle und ziehen die Tür leise hinter sich zu. Da lacht es stumm in ihrer Brust, weil sie so lieb sind, ein einsam flatterndes Glücksschluchzen, das in den letzten bewusstlosen Kampf mit der Dunkelheit übergeht.

Leo und Schwesterchen gingen langsam Hand in Hand die Strasse entlang, an Bowerys feinen Pfandverleihergeschäften vorbei, mit Revolvern und Platinringen in den Fenstern, vorbei an den vielen düsteren Wirtschaften, deren Drehtüren mit Spiegelscheiben jedesmal wenn sie in Schwung gesetzt wurden, die halbe Strasse, die Häuserreihe, den Himmel und die Sonne bunt durcheinanderwarfen. Ueberhaupt erschien die Umgebung den beiden Obdachlosen, die sie durch Tränen sahen, ziemlich gebrochen und geblendet.

Aber sie waren Kinder, und sie weinten nicht länger als die Tränen anhielten. Schwesterchen tröstete sich und begann ihre Zwiebel zu verzehren, die letzte Gabe, die Mutter ihr in die Hand gedrückt hatte. Leo, der voraussehender was, bewahrte seine auf. Nachdem er sich aber sattgeweint hatte, begann er ernsthaft über seine Aufgabe nachzudenken. Sie sollten nach Hause gehen, hatte Mutter gesagt, und da Marya so klein und dumm war, musste er die Verantwortung auf seine Schultern nehmen.

Was mit nach Hause gemeint wär, darüber war Leo sich nicht ganz klar. Er hatte eine etwas schwindelnde Vorstellung vom Meere, das im Kreise wogte, und von einer Unendlichkeit von Ländern und Reichen, die vorm Kupeefenster einen Rundtanz aufführten. Er sah im Geiste ungastliche 4. Klasse-Wartesäle in Deutschland, die vorübergehend sein Heim gewesen waren, öde und hoch, stets von herumziehendem Volk durchwandert, das mit Zugluft hereinkam und die Türen weit offen stehen liess; er versuchte seinen Gedanken in Ellis Islands Auswandererhallen einen Ruhepunkt zu geben, wo eine Menge Menschen auf dem Boden über ihren Bündeln brüteten und wo sein Zufluchtsort ein ganz bestimmtes Bündel in einer Ecke gewesen war, wo Mutter sass und brennende Augen bekam, wenn er zu weit fortschwankte. Eine Vorstellung stand fest, die von der alten Fensterbank, wo der Tag stets unter einem wandernden Zug von Fabriksrauch wechselte, und dann die liebe Abflussrinne und der Rest unten im Hof, dieses Bild aber, das gleichsam in der Mitte lag, war eingeschrumpft und so fern, dass er es nur wie eine dunkle Zugehörigkeit zu etwas Unbestimmtem, weit, weit draussen in der Welt empfand. Und von diesem Instinkt geleitet, begab Leo sich auf den Weg, fasste Marya mit einem festen Griff bei der Hand und marschierte drauf los. Die Hauptsache war, dass er sich nicht von Marya zu trennen brauchte, der grösste Teil seines Heimwehs war ja mit Schwesterchen verknüpft. Jetzt aber galt es also, Mutter zu gehorchen und Schwesterchen und sich selbst nach Hause und in Sicherheit zu bringen.

Marya hatte es leicht, sie nagte an ihrer Zwiebel und war vorläufig nur beglückt, weil sie mit Leo auf der Strasse spazieren durfte. Sie zählte keine drei Jahre und lebte noch in dem glücklichen Traumzustand, den man von der Geburt mitbringt, sie sah so blühend aus, hatte die rosenroten Polster unter beiden Augen, die ein guter Schlaf verleiht, und die Tränen hatten den Mund nur röter gesalzen und Appetit gegeben. Schwesterchen war nicht dunkel wie Leo, sondern sie hatte brausendes rotes Haar, wie eine eisenhaltige Quelle. Ihre Augen waren hell, mit einem weisslichen Ring und mit schwarzen Augenwimpern. Medusenaugen, und sie hatte eine Haut wie Ziegenmilch, grauweiss und klar. Das kleine verschlafene Gesicht lächelte durch sich selbst, sonst war sie ziemlich in sich gekehrt und würdig. So trollte Schwesterchen sich an Leos Hand vorwärts, mit vorgeschobenem Leib wie eine kleine Salome, herzlich befriedigt und ganz schweigsam vor lauter Gesundheit.

Und sie wanderten immer weiter. Es war ein sonniger Tag, aber mit Kälte in der Luft, und die Kleinen bekamen jene starre Geschwollenheit im Gesicht, die von einer inneren Betäubung gefolgt wird, wenn man friert. Leo hatte schon längst jegliche Orientierung verloren und hielt sich nur an das alte Gesetz, dass er nicht vom Fussteig gehen durfte. Wenn sie zu einem Fahrweg kamen, der ihren Weg kreuzte, schlüpften sie hinüber und gingen auf der anderen Seite weiter, und so kamen sie tief in die Stadt hinein. Mehr als einmal passierte es, dass ein grosser Kutscher hoch oben auf einem Lastwagen laut fluchte und ein ungeheures Pferde gerade vor den Köpfen der Kinder zurückriss, wenn Leo trotz aller Strategie von einer Gefahr in die andere fiel, aber sie kamen immer mit dem Schrecken davon, es war stets jemand da, der für sie sah, wenn ihre eigene Aufmerksamkeit sie im Stich liess. So vergingen einige Stunden, die in Leos kindlicher Phantasie bereits zu einer Ewigkeit geworden waren, und der Beschluss nach Hause zu gehen, nahm mehr und mehr den Charakter einer Flucht an, eines Wettlaufs ums Leben. Nach und nach aber, als sie müde wurden, ging die Aufregung in stillen Gram über.

Und schliesslich machten sie Halt, verkommen und schlaff. Dort war ein kleines Gebäude, ganz aus Metall mit grünen Verzierungen, das freundlich aussah, und hier suchten sie Schutz. Nachdem sie sich etwas ausgeruht hatten, nahm Leo das Haus näher in Augenschein und entdeckte, dass die eine Seite ganz offen war, wie ein Tor, und dass eine Steintreppe von dort in die Tiefe führte, viel tiefer als man sehen konnte. Viele Leute stiegen die Treppe hinab, die gewiss zu einem schönen Ort führte. Warme Luft kam von unten herauf, eine Luft, die seltsam angebrannt roch, und Leo stellte sich vor, dass dort unten eine grosse Küche oder Bäckerei sei, der Ort, von wo alles Essen käme. Ohne sich lange zu bedenken, bedeutete Leo Schwesterchen ihm zu folgen und begann die Treppe hinabzusteigen, dies war offenbar der Weg nach Hause. Schwesterchen drehte sich um und begann den Abstieg rückwärts auf allen Vieren. Um nicht im Wege zu sein, hielten sie sich an der glasierten Mauer und überliessen den geschäftigen Leuten die Mitte der Treppe. Nach einem langen Krabbeln, das besonders für das Schwesterchen ermüdend war, weil sie immerwährend ihre eigenen Hände auf ihren Rock legte und sich selbst im Wege war, landeten sie unten in der unterirdischen Bahn. Und hiermit begann die abenteuerliche Reise, die am nächsten Tage in den Zeitungen stand und die die beiden